

Giorgio Pasquali

29. 4. 1885–9. 7. 1952

Am 9. Juli 1952 ist an den Folgen eines Verkehrsunfalles Giorgio Pasquali, ordentlicher Professor der klassischen Philologie an der Universität Florenz, korrespondierendes Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften seit 1928, in Belluno gestorben. Sein Tod hat nicht nur die italienischen gelehrten Kreise, sondern alle, die an den Altertumsstudien Anteil haben, fühlbar ärmer zurückgelassen. Denn er war in unserer Wissenschaft einer der weitesten, lebensvollsten Geister, einer der warmherzigsten, menschlichsten Philologen, die es gegeben hat. Und er hatte noch den Geist der Schule von Wilamowitz, Eduard Schwartz, Friedrich Leo, Jakob Wackernagel, etwas von ihrer großartigen Weite und von ihrem sicheren, zuversichtlichen Willen an sich. Alle heutigen Erforscher des griechisch-römischen Altertums leben mittelbar mehr oder weniger von dem Erbe dieser Großen, er aber vertrat ihre Art der Philologie unmittelbar.

Wir Philologen in Deutschland verlieren in ihm außerdem einen edelmütigen Freund und Helfer. Bald nach dem Kriege von 1914 bis 1918, als sich politische Gegnerschaft in die Wissenschaft eingedrängt hatte, ist er in einer eigenen Schrift „*Filologia e storia*“ (1921) für die historische Altertumswissenschaft eingetreten, die man als deutsche Irrlehre hingestellt hatte. Jeder von uns, vom Professor bis zum jungen Studenten, konnte bei ihm herzlicher Aufnahme und grenzenloser Hilfsbereitschaft sicher sein. Er sandte uns oft seine besten Schüler für einige Semester und hatte gern einige von den unseren bei sich in Florenz. Noch in den letzten Wochen seines Lebens hat er den Wunsch ausgesprochen, daß es wieder so werden möchte.

Das alles hängt mit der höchst eigenen Fügung seines Lebens zusammen. Er war am 29. April 1885 als Sohn einer Familie des höheren Bürgertums in Rom geboren. In Rom hatte er auch das

Gymnasium besucht und an der Universität als Schüler von Nicola Festa studiert. Der historischen Wissenschaft war er schon damals zugewandt. Er hatte vieles von den deutschen Sprachforschern und Philologen gelesen. Im Jahre 1908 ging er nach Göttingen, um seine Studien zu ergänzen. Und hier hat er seine geistige Wahlheimat für immer gefunden – wenn man darunter den Geist der Altertumswissenschaft verstehen will, der in Göttingen, aber auch in Berlin herrschte und blühte. Er hat diesen Geist mit der gesteigerten Liebe, dem höheren Bewußtsein erfaßt und in sich aufgenommen, die das Verhältnis zu einer Wahlheimat immer auszeichnen. Statt nach Italien zurückzukehren, richtete er sich in Göttingen ein – auch Berlin hat er besucht –, habilitierte sich und wäre vielleicht deutscher Professor geworden, hätte nicht der Krieg die begonnene Laufbahn versperrt (1915). Immerhin hat er in den zwanziger Jahren einmal ein Semester lang Eduard Fraenkel in Kiel vertreten. Im Jahre 1930 ist an ihn ein Ruf an die Universität Hamburg ergangen, und er hat ernsthaft erwogen, ihn anzunehmen.

In der Heimat wurde Pasquali nach dem Kriege und nach dem Erscheinen seines *Orazio lirico* (1920) Professor der griechischen Literatur in Messina (1921). Der Einblick in die altertümlichen Lebensformen Siziliens ist, wie alles, was ihm begegnete, auch seiner Wissenschaft zugute gekommen. Familienleben und Gesellschaft im Athen Menanders verglich er gern mit denen von Sizilien. Aber ehe er sich dort recht einleben konnte, wurde er unter sehr ehrenvollen Umständen nach Florenz berufen (1923). Girolamo Vitelli gab seinen Lehrstuhl auf, noch ehe er die Altersgrenze erreicht hatte, um sich Pasquali als Nachfolger zu sichern. Das Florenz Vitellis und des Romanisten Barbi, die Heimat seiner Frau, ist für den Römer Pasquali die zweite Wahlheimat geworden. Fast drei Jahrzehnte hat er dort gelehrt. Zugleich hielt er Vorlesungen und Übungen an der Scuola Normale Superiore in Pisa. Seine Weise zu lehren war der seiner Göttinger Lehrer verwandt. Statt bloße Ergebnisse vorzutragen (*manuale parlato*) lehrte er in Vorlesungen und Übungen fragen und forschen. Während des letzten Krieges machte ein Nervenleiden aller geistigen Arbeit ein Ende. Als der Kampf vorüber war, besserte sich sein Zustand allmählich. Zuletzt konnte er sein Lehramt

wieder ausüben, forschen und schreiben. Er hatte eben die zweite Auflage seiner Textgeschichte vorbereitet und wollte sich, wie schon oft, in den Dolomiten erholen. Nicht die Leiden, die ihn lange geplagt und bedroht hatten, sondern ein Unfall auf der Reise hat ihn unversehens hinweggenommen.

Sein Lebenswerk, das uns bleibt, vollständig zu verzeichnen, ist nicht Sache dieses Nachrufes. Es muß genügen, etwas von dem Gepräge seiner Schriften nachzuzeichnen.

Seine Habilitationsschrift (*Quaestiones Callimacheae*, Göttingen 1913), nimmt ein Lieblingsthema des Kreises auf, in den er hineingewachsen war. Wilamowitz hatte die Hymnen und Epigramme zum dritten Male herausgegeben und Entscheidendes zum Verständnis des Kallimachos beigetragen, ja, ihn fast neu entdeckt. Pasqualis Interpretationen greifen in die neue Problematik ein. Der Verfasser erweist sich als einer von denen, die auf dem neu erschlossenen Gebiet ein vollgültiges Wort mitzusprechen haben.

In diesem Buche ist auch bereits der Keim zu dem großen Horaz-Werk enthalten. Indem die eigentümliche mittelbare Darstellung des Festverlaufes durch die Stimme eines Beteiligten in zwei kallimacheischen Hymnen erläutert wird, ergibt es sich, daß auch Horaz sich dieser Form bedient hat (S. 151 ff.), und damit das Thema: „Horaz und die hellenistischen Dichter.“ Richard Reitzenstein hatte es 1908 in einem Aufsatz (*Neue Jahrbücher* 1908, 97. 365) gestellt und an Beispielen aufgewiesen, daß Horaz nicht nur von der altgriechischen Lyrik, sondern auch von der hellenistischen Dichtkunst lebt. Von hier aus nun unternahm es Pasquali im „*Orazio lirico*“, das ganze lyrische Werk, Form und Gehalt, auf seine hellenistischen Elemente hin zu untersuchen. Das so entstandene Bild, in dem die gesuchten hellenistischen Züge alles andere zudecken, ist gewiß einseitig. Sein Verfasser hat das Buch nicht wieder auflegen lassen, als es verlangt wurde. Trotzdem wird auch in Zukunft um der eindringenden Interpretationen willen niemand daran vorbeigehen dürfen.

Probleme der Textkritik haben Pasquali wohl damals zuerst beschäftigt, als er einen Teil der Ausgabe des Gregor von Nyssa übernahm (*Briefe*, Berlin 1925). Andere Teile sind bekanntlich von Werner Jaeger teils veröffentlicht (*Contra Eunomium*, Berlin

1921. 1922), teils vorbereitet. Ob diese Aufgabe mit Eduard Schwartz' Sorge für die griechischen Kirchenväter zusammenhängt, vermag ich nicht zu sagen. Gewiß ist, daß Schwartz' Eusebius-Ausgabe mächtig auf Pasquali eingewirkt hat. Im Jahre 1927 hat er Paul Maas' „Textkritik“ im Gnomon besprochen. Daraus ist die „Storia della tradizione e critica del testo“ (Florenz 1934) erwachsen, ein ganz erstaunliches Werk, das so umfassend damals kaum ein anderer hätte schreiben können, und überdies ein spannendes Buch, das den Leser nicht losläßt – wer sonst hätte das bei so sprödem Stoff zustande gebracht? Alles, was in der klassischen und romanischen Philologie seit Lachmann auf diesem Gebiet an grundsätzlichen neuen Erkenntnissen erarbeitet war, ist hier im Zusammenhang dargestellt. Man erkennt die fortschreitende Fähigkeit, verwickelte Überlieferungsvorgänge zu durchschauen, und zwar an konkreten Beispielen. Man erlebt vor allem die Geschichte der Texte mit wie die von lebendigen Menschen.

Die „Preistoria della poesia Romana“ (1936) ist aus dem Nachdenken über Friedrich Leos Arbeit „Der Saturnische Vers“ erwachsen. Statt den Saturnier gleichermaßen wie ähnliche griechische Kola aus dem Indogermanischen abzuleiten, läßt Pasquali spätestens gegen das Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr. seine Teile aus Großgriechenland eingeführt, das Ganze später von einem Römer als Sprechers gestaltet sein. Hierbei wirkten zweierlei Gründe und Antriebe zusammen. Die einen sind aus der bloßen Prüfung von Leos Beweisstücken und aus der Abneigung gegen geschichtlich nicht vorstellbare indogermanistische Rekonstruktionen entsprungen. Die anderen stammen aus einer Ansicht der frühen römischen Geschichte, die in diesen Jahren zu Pasqualis Lieblingsgedanken gehört hat (La grande Roma dei Tarquinii, Nuova Antologia 1936, 405 ff. = Terze pagine stravaganti, Florenz 1942, 1 ff.). Das Rom der Tarquinier stellt sich mächtig, weithin gebietend, vielfach mit der griechischen Welt verbunden, Handel treibend dar, das Rom der früheren Republik weit zurückgeworfen, durch den Rückgang der etruskischen Macht und das Vordringen der italischen Bergstämme von der großen Welt abgeschnitten. Ein Stück Kulturgeschichte des größeren Rom der frühen Zeit im Wettstreit mit Archäologen und Sprach-

forschern zurückzugewinnen: das ist das verlockende Ziel dieser Geschichte des Saturniers gewesen.

Inzwischen hatte Pasquali, zunächst in Seminarübungen, begonnen, in das Gespräch über Platons Briefe einzugreifen. 1935 veröffentlichte er in den Annali della Scuola Normale Superiore di Pisa eine Abhandlung über den VIII. Brief. Sie wurde der Kern des Buches „Le lettere di Platone“, Florenz 1938. Eduard Meyer hatte vom Wert der Briefe als Geschichtsquellen auf die Echtheit geschlossen, Wilamowitz die Briefe VI, VII und VIII anerkannt und in sein durch und durch historisches Platobild eingefügt, andere waren gefolgt. Pasquali hat dazu beigetragen, das Echte vom Unechten sicher zu unterscheiden, und es ist ihm gelungen, die historisch-politischen Situationen, aus denen die Briefe kommen, noch genauer als seine Vorgänger zu erschließen. Und das alles ist beseelt von dem Bewußtsein, es mit dem höchsten Menschen zu tun zu haben, dem er je begegnet sei.

Giorgio Pasquali war mit einer unerschöpflichen Güte, mit einer bewundernswerten Fähigkeit, wohlwollend, ja liebevoll Anteil zu nehmen, dabei aber auch mit einem überaus feinen, wachen Unterscheidungsvermögen begabt. Seine Freunde können es vielfach bezeugen, und vor allem seine Schüler, denen er lieber älterer Freund als strenger Meister war; er lachte gern über Bonzen und Bonzoide. Diese mit Hingabe betätigte Fähigkeit und der unersättliche Hunger nach Teilnahmewürdigem und Teilnahmebedürftigem behinderten sein wissenschaftliches Forschen und Denken nicht. Sie waren vielmehr dessen eigentliches Lebenselement. Sein unermeßliches Anteilnehmen am Menschlichen lebte sich erst in der Erforschung der „historischen“ Welt ganz aus. Dabei bedeutet „historisch“ einmal den Reichtum der erweiterten, mittelbaren Gegenwart der Geschichte und der überlieferten Werke, dann aber auch die runde, volle, konkrete menschliche Wirklichkeit, die eigentlich menschliche Wirklichkeit im Gegensatz zu schemenhaft entleerten Teilaspekten, zu philosophischen Abstraktionen und zur zeitlosen Natur. „Sinn für das Menschliche (umanità) und historischer Sinn: sie scheinen zweierlei und sind eins“ (Vecchie e nuove pagine stravaganti, Florenz 1952, 36). In diesem und ähnlichen Bekenntnissen, in diesem Verhältnis zur geschichtlichen Welt ist doch wohl die ge-

schichtliche Denkweise seiner nördlichen Lehrer und Vorbilder unbewußt verwandelt oder wenigstens anders beseelt: die Menschenliebe spielt eine größere Rolle darin.

Übrigens war Pasqualis Forschen und Produzieren noch in einem anderen Sinne ein sympathetisches Teilnehmen. Die historische Philologie, die geistige Wahlheimat seiner Göttinger Jahre, ist als Inbegriff von Leistungen und Problemen, als Gemeinschaft von Geistern, als einheitliches menschliches Phänomen für ihn Gegenstand einer bewußten, gesteigerten Liebe gewesen. Seine Bücher leben, wie das vorhin im einzelnen nachgewiesen ist, von dem Drange, daran einen vollgültigen Anteil zu gewinnen. Hier etwa dürfte auch die Einheit seiner vielfältigen Schriftstellerei zu suchen sein.

Aus dem gleichen Grunde seines Wesens stammt die Meisterschaft der Lebensbilder, die er als Nachrufe veröffentlicht hat und die zu den besten ihrer Art gehören.

Sein Bedürfnis nach menschlicher Wechselwirkung griff über die engeren Grenzen der gelehrten Welt hinaus. Er liebte es, sich in Zeitschriften einer weiteren Leserschaft mitzuteilen. Dergleichen Aufsätze sind in den vier Bänden seiner *Pagine stravaganti di un filologo* (II *Nuove pagine stravaganti . . .*, III *Terze pagine . . .*, IV *Stravaganze quarte e supreme*; das meiste aus dem I. Band wiederholt in: *Vecchie e nuove pagine stravaganti di un filologo* [1952]). Schon im Titel verrät sich die geistvolle Fröhlichkeit, die bei aller Vertrautheit mit Schmerz und Schermt schließlich doch seine ganze Produktion, seinen Stil, seine nuancenreiche Sprache belebt und beflügelt.

Friedrich Klingner